

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 30 (1974)
Heft: 4

Rubrik: Ein echter zweisprachiger Elsässer

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht sagen. Wenden Sie sich an den Sportredaktor jener Zeitung. Vielleicht schlägt er dann, durch ihre Gretchenfrage unsicher geworden, im Wörterbuch nach — und sieht rasch ein, daß er sich vor lauter Begeisterung über das Sieg an Sieg reihende Slalomwunderkind in seinem Vokabular vergriffen hat. Denn ob die kleine Christa nach dem Gold des Welt-Cups oder dem der Weltmeisterschaft strebe, ist wahrhaftig keine Gewissensfrage, keine Fangfrage, auf die sie eine gewundene Antwort geben müßte wie Faust auf die Frage Margaretes, wie er's denn halte mit der Religion.

Freilich, der Redaktor braucht sich ob seines Mißgriffs nicht allzusehr zu grämen. Er befindet sich damit in großer Gesellschaft. Die Zahl der falschen Gretchenfragen in unserer Presse nimmt ständig zu, und manchem Schreiber wäre die echte Gretchenfrage zu stellen, ob er eigentlich wisse, was er schreibe. Stand der Bundesrat wirklich vor einer Gretchenfrage, als er entscheiden mußte, welcher Seite des Sempacher Sees die Nationalstraße entlangzuführen sei? Ist es eine Gretchenfrage, nicht vielmehr eine solche kalten parteipolitischen Kalküls, wenn es darum geht, bei Wahlen eine Listenverbindung einzugehen oder nicht? Und schließlich: handelte es sich um eine Gretchenfrage, als die schwedische Regierung vor dem Problem stand, wie der Ölknappheit zu begegnen sei?

Mir scheint, die Zeitungsschreiber aller Sparten täten gut daran, jedesmal, wenn ihnen eine Gretchenfrage in die Schreibmaschine huschen will, zunächst einmal „Faust I“ aufzuschlagen, die Szene in Marthens Garten aufmerksam zu lesen und über des Wortes wahre Bedeutung nachzudenken. Dann hätten wir wohl bald ein Modewort weniger, und der Ausdruck hätte dort sein volles Gewicht, wo er wirklich am Platz ist.

wh. („Neue Zürcher Zeitung“)

Ein echter zweisprachiger Elsässer

Gedanken zu einer Anthologie über René Schickele

Eine künstlerisch recht hilflose Photographie aus den frühen dreißiger Jahren zeigt den Dichter *René Schickele*, wie er, die in arg zerknitterten Knickerbockerröhren steckenden Beine lässig übereinandergekreuzt, die linke Hand in die Tasche des oben zugeknöpften, gleichzeitig viel zu groß und viel zu eng wirkenden Kittels versenkt, am Grenzpfosten der Rheinbrücke bei Straßburg-Kehl steht. Sicher ist es abwegig, die alte Photographie symbolisch deuten zu wollen, obschon der ganz und gar nicht heiter oder zu einem Spaß aufgelegt, sondern eher gequält dreinblickende Mann sich etwas dabei gedacht haben muß, wenn er sich in dieser Stellung ablichten ließ. Sei es nun Zufall oder Absicht; jedenfalls stellt man bei näherem Betrachten fest, daß sich sein etwas zur Seite geneigter Kopf und seine rechte Körperhälfte unter dem mit „Deutsches Reich“ beschrifteten Teil der Grenztafel befinden, während seine linke Körperhälfte genau unter den die Grenze markierenden Pfeil zu stehen kommt. In extremster Übertreibung und unter Verwendung völlig veralteter Kategorien könnten wir also behaupten, daß die deutsch-französische Grenze auf diesem Bild mitten durch Schickeles Herz — denn wer würde zu bezweifeln wagen, daß sich dies in seiner linken Brusthälfte befand? — geführt haben muß!

Wer den Sammelband *René Schickele, Leben und Werk in Dokumenten* aufmerksam studiert, dem wird mit aller Eindringlichkeit vor Augen geführt, daß die erwähnte Grenze tatsächlich und nicht bloß symbolisch durch das Herz dieses großen Elsässers und Europäers gegangen ist; er wird Zeuge, wie die Tragik des völlig bewußt erlebten Mittendrinstehens diesen „zweisprachigen Grenzvogel“, wie er sich selbst zu nennen pflegte, zum kritischen und nach beiden Seiten hin objektiven Beobachter werden ließ, wie Schickele mit allen journalistischen und dichterischen Mitteln in der ihm eigenen temperamentvollen Weise für eine Versöhnung der beiden großen Nationen und für einen geachteten Platz seiner elsässischen Heimat kämpfte, und wie er schließlich, von beiden Seiten verkannt, am Erlöschen dieser Hoffnung zerbrochen ist.

Schickele war aber — auch wenn die tragische Beziehung zwischen den beiden Nachbarvölkern die eine feste Konstante seines Lebens und seines Schaffens bildete — mehr als nur ein politischer Dichter. René Schickele war einer der führenden Expressionisten und einer der wenigen Protagonisten dieses neuen Aufbruchs, die, ohne sich selber untreu zu werden, einen gangbaren Weg aus der expressionistischen Sackgasse heraus finden und ihr Dichtertum in der Zerreißprobe der Zwischenkriegszeit unter Beweis stellen konnten. Außer der permanenten, zu rastlosem Arbeiten treibenden Forderung, die er aus seiner ungesicherten Stellung zwischen den Nationen ableitete — „Gott erhalte mir meine Unsicherheit!“ —, war es zweifellos das Erbe seiner französischen Mutter, seine gallische Mäßigkeit und sein französischer Esprit, die ihn vor einer Übersteigerung in formaler und thematischer Hinsicht bewahrten. Dazu kommt seine tiefe Beziehung zur Natur und seine vehemente Sinnlichkeit, die seinen Romanen eine leichte, eher befreiende als erregende erotische Temperiertheit verleiht. Mit Recht weist Friedrich Bentmann immer wieder auf die fast körperlich faßbare Sinnlichkeit der Frauengestalten in Schickeles Werk hin.

Obwohl Schickele nicht als verkannter Dichter bezeichnet werden darf — gerade das vorliegende Buch weist eindrucklich nach, wie bewundernd sich die bedeutendsten Zeitgenossen über sein Dichtertum geäußert haben — ist er doch wie viele andere Dichter seiner Generation noch immer nicht wieder voll aus der deutschen und europäischen Nacht von 33 bis 45 heraus ans Licht getreten. Selbst die 1959 erschienene, dreibändige, inzwischen vergriffene und nicht wieder aufgelegte Gesamtausgabe änderte an dieser Tatsache recht wenig. Es gibt aber mindestens ein Dutzend Gedichte, die zum Besten der neueren deutschen Lyrik gezählt werden müssen, einige Dutzend Essays, die zum Verhältnis der Deutschen zu den Franzosen Fundamentales zu sagen haben, und mindestens vier Romane (*Meine Freundin Lo*, *Das Erbe am Rhein*, *Die Witwe Bosca* und *Die Flaschenpost*), denen bei aller Zeitgebundenheit ein hoher dichterischer Rang zukommt; alles in allem also etwa 2500 Seiten, die sich in der guten Stube der deutschen literarischen Welt auch heute noch vorteilhaft ausnehmen würden. *Friedrich Bentmanns* reichhaltige kommentierte Schickele-Anthologie könnte dazu beitragen, den Dichter wieder einer größeren Leserschaft vertraut zu machen. Neben autobiographischen Zeugnissen, Photos und bisher unveröffentlichten Skizzen und Essays enthält der Band Gedichte, Roman-auszüge und kurze Inhaltsangaben der größeren Werke sowie zeitgenössische und neuere Rezensionen. Es sei hier nicht verschwiegen, daß Bentmanns verdienstvolle Arbeit auch gewisse Mängel aufweist: oft ist unklar, was Kommentar und was Zitat ist, gewisse Wiederholungen hätten sich wohl vermeiden lassen; ein alphabetisches Register und eine knappe chronologische Darstellung der Lebensdaten hätten das Buch wohlthuend ergänzen können. Auch wird der mit Schickele kaum vertraute Leser — und

er soll doch mit dem Buch ganz besonders angesprochen werden — aus den zahlreichen Rezensionen wenig Gewinn ziehen können, wenn er die besprochenen Bücher nicht gelesen hat.

Von diesen Mängeln abgesehen aber kommt die mosaikartige, etwas fahrigte Konzeption des Buches der ganz und gar nicht in irgendein System zwängbaren, unkonventionellen Persönlichkeit des Dichters näher als eine methodisch ausgeklügelte Biographie. Zudem ist Bentmanns Schickele-Lesebuch in keiner Weise indiskret und versucht nicht, das dichterische, das im Werk und im Leben dieses liebenswürdigen Elsässers faßbar wird, zu enthüllen. Es ist zu wünschen, daß dieses bescheidene Buch dem Mann, von dem *Annette Kolb* einmal gesagt hat, er wäre auch ein großer Dichter gewesen, wenn er nichts geschrieben hätte, neue Freunde gewinnt.

Charles Linsmayer („Die Tat“)

Wort und Antwort

Wie sind Familien- und Ortsnamen in Mundartsendungen wiederzugeben? (Vgl. Heft 3, S. 83)

Die Schriftleitung des „Sprachspiegels“ hält in ihren Vorbemerkungen zum Aufsatz von Felix Bluntschli sicher zu Recht fest, daß die Nennung von Namen nur sinnvoll ist, wenn „man“ sie auch verstehen und beim Hören des gesprochenen Namens auch auf die geschriebene Form schließen kann. Weniger überzeugend scheinen mir die Schlußfolgerungen im Nachwort. — Wer ist „man“ bei einer Mundartsendung? Doch wohl jene Hörer oder Zuschauer, die Mundartsendungen am Radio oder am Fernsehen einstellen, für die diese Sendungen also auch bestimmt sind. Ob es sich dann um einen Zürcher oder Basler handelt, er wird „beim Hören des gesprochenen Namens *Muurer* auf die geschriebene Form *Maurer* schließen“, bei *Huusame* und *Lehme* auf *Hausammann* und *Lehmann*. Die Analogiefälle sind hier so zahlreich, daß es kaum einer unzumutbaren Phantasie bedarf, um den nötigen Schluß zu ziehen.

Ein Deutschschweizer namens Baumann soll beim Hören der mundartlichen Form *Buume* „von Peinlichkeit befallen“ werden? — Warum nicht gar! Nicht wahr, meine Herren Baumann, Bachmann, Wartmann: das wäre doch geziert („preziös“ sagt hier vielleicht mehr), wenn nicht eingebildet! — Um den Spieß umzukehren: Peinlich berührt oder doch befremdet, würde in einer Mundartsendung wie in jedem mundartlich geführten Gespräch der als „Herr *Eisenhut*“ vorgestellte Schweizer erklären: „*Isehuet*, bitte, *Isehuet*!“

Bei den Ortsnamen scheint mir eine Einteilung in zwei Kategorien angebracht. Das im Aufsatz erwähnte *Burdlef* ist eine Lokalform, die nur von einem verhältnismäßig kleinen Hörerkreis verstanden würde und wenigstens durch einen entsprechenden Hinweis (er ist notfalls auch bei Personennamen möglich!) als „Burgdorf“ zu erkennen zu geben wäre. Sowohl *Burgdorf* wie *Bülach* sind keine mundartfremden Formen! — Als ausgesprochen mundartfremd und in Mundartsendungen vollständig unmöglich wird aber nicht nur ein Anwohner vom Zürichsee, sondern jeder Zürcher und überhaupt jeder Deutschschweizer *Wädenswil* in hochsprachlicher Lautung statt *Wädischwyl* (mit viel offenerem ä) empfinden. *Erwin Kuen*